

btb

Im Jahre 1890 fertigt ein Akkordeonbauer in seinem sizilianischen Heimatdorf mit viel Liebe und Geschick sein Meisterstück, ein kleines, grünes Knopfakkordeon, und macht sich auf nach »La Merica«, um dort sein Glück zu versuchen. Doch statt in New York landet er in den Docks von New Orleans und kommt schnell unter die Räder. Sein Instrument aber überlebt, ein Schwarzer nimmt es auf seinem Brennholzkahn mit, den Mississippi hinauf. So beginnt die Odyssee des grünen Akkordeons, die durch ganz Amerika führt, von Iowa nach Texas, von Maine nach Montana, bis nach Florida; es wird gestohlen, verkauft, verpfändet und verschenkt und begleitet die Nachfahren der verschiedenen Einwandererströme auf ihrer Suche nach einem besseren, einem lebenswerten Leben. Italiener, Mexikaner, Polen, Afrikaner, Deutsche, Norweger, Iren, Basken und Franzosen, alle wollen sie Teil einer amerikanischen Kultur werden, die ihnen mit Rassismus begegnet und ihnen ihre Sprache und Tradition, ihre Identität nimmt. Die Akkordeonmusik ist ihre letzte Verbindung zur Vergangenheit, Ausdruck ihrer Phantasien, ihrer Sorgen und ihrer Lebenslust – und man meint sie beim Lesen zu hören, die italienischen Liebeslieder, die deutschen Volkstänze, polnische Polkas, mexikanische Rancheros, Tango, Walzer, Chanson musette, klagende Cajun-Lieder, Swing, Zydeco und Blues ...

ANNIE PROULX wurde 1935 in Connecticut geboren, begann Anfang der neunziger Jahre zu schreiben und wurde mit allen wichtigen Literaturpreisen Amerikas ausgezeichnet, dem PEN/Faulkner Award, dem Pulitzerpreis, dem National Book Award, sowie dem Irish Times International Fiction Prize.

Annie Proulx lebt bei Seattle.

ANNIE PROULX BEI BTB

Mitten in Amerika. Roman (73269) · Schiffsmeldungen. Roman (73611) · Hinterland (73640) · Hier hat's mir immer schon gefallen (73983) · Brokeback Mountain (74038) · Ein Haus in der Wildnis (74601) · Aus hartem Holz. Roman (71751)

Annie Proulx

Das grüne
Akkordeon

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Wolfgang Krege*

btb

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
»Accordion Crimes« bei Scribner, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

10. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2006,

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 1996 by Dead Line, Ltd.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997 by

Luchterhand Literaturverlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Raymond Meeks

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Klü · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73423-8

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

*Für
Muffy, Jon, Gillis
und Morgan
und
im Gedenken an
Lois Nellie Gill*

*Mein Pa kam mit einem Knopfakkordeon
in einem Leinensack rüber, das war
so ungefähr alles, was er besaß.*

RAY MAKI, Accordions in the Cutover

*Gäbe es die Schwarzen in Amerika nicht,
wären die europäischen Amerikaner keine
›Weißen‹ – sie wären nur Iren, Italiener,
Polen, Waliser usw., verstrickt in Klassen-,
Kultur- und Geschlechterkämpfe um
Ressourcen und um ihre Identität.*

CORNEL WEST, Race Matters

*Caminante, no hay camino,
Se hace camino al andar.*

*Wanderer, es gibt keinen Weg,
der Weg bahnt sich im Gehen.*

ANTONIO MACHADO

In einem Zeitraum von über hundert Jahren wandert das grüne Akkordeon von Hand zu Hand, spielt die Musik vieler verschiedener ethnischer Gruppen. Notgedrungen mengen sich historische Personen unter die erfundenen. Manchmal wurden erfundene Figuren in reale Begebenheiten versetzt, manchmal aber auch die realen Begebenheiten leicht bis stark verändert. Die Geschichte des Akkordeonbauers ist zwar fiktiv, basiert jedoch auf Artikeln der *Daily Picayune* von New Orleans aus dem März 1891 über tatsächlich dort geschehene Lynchmorde an elf Italienern. Durchs ganze Buch ziehen sich echte Zeitungsinserate, Radiosendungen, Plakate, Liedtitel, Gedichtfetzen, Markennamen von Gebrauchsgegenständen und Listen von Organisationen, zwischendurch finden sich fiktive und erfundene Inserate, Sendungen, Plakate, Liedtitel, Gedichte, Markennamen, Gegenstände und Listen. Keine der Figuren hat ein noch lebendes Vorbild aus der Wirklichkeit. Die Akkordeons sind so, wie wir sie kennen.

*Der
Akkordeonbauer*



*Zweireihiges
Knopfgriff-Akkordeon*

Das Instrument

Sein Auge war wie ein Ohr, in dem es jedesmal knisterte, wenn er einen Blick auf das Akkordeon warf. Es lag auf der Werkbank, der Lack schimmernd wie frisches Harz. Licht träufelte über Perlmutter, die neunzehn blanken Knöpfe, blinkte in zwei kleinen ovalen, schwarzumrandeten Spiegeln, Augen, die sich gegen Augen stemmten, gegen das giftige Starren eines jeden, der den *malocchio* besaß, bereit, den bösen Blick ins böse Auge zurückzuwerfen.

Das Verdeck hatte er mit einer Diamantsäge aus einer Messingblechplatte geschnitten, mit einem Muster von Pfauenfedern und Olivenlaub. Die Haspen und Schloßbleche, mit denen das Gehäuse auf beiden Seiten am Balgrahmen befestigt war, die Messingschrauben, den Stimmstock aus Zink, die empfindlichen Wellen und die Zungen selbst, aus Stahl, das gut abgelagerte tscherkessische Walnußholz für das Gehäuse, all dies hatte er gekauft. Aber alles andere hatte er selbst angefertigt: die V-förmigen Drahtfedern mit den Spirallöchern, die unter den Knöpfen steckten und sie wieder in die Ausgangsposition schnellten, sobald die Finger vorübergetanzt waren, die Knöpfe, die Hebeldrähte. Der gefälte Balg, die ledernen Luftklappen und Dichtungen, die eingeschnittenen Eckversteifungen, die Klappendeckel, dies alles stammte von einer Ziege, der er selbst die Kehle durchschnitten und deren Haut er mit Aschenkalk, Hirn und Talg gegerbt hatte. Der Balg hatte achtzehn Falten. Die Holzteile, aus harter Walnuß, die sich auch bei Feuchtigkeit nicht verzog, hatte er zurechtgesägt und geschmirgelt, den

schädlichen Staub dabei eingeatmet. Das Gehäuse ließ er nach dem Aufleimen sechs Wochen antrocknen, bevor er die Arbeit fortsetzte. Gewöhnliche Akkordeons zu bauen interessierte ihn nicht. Er hatte seine eigene Theorie, seine Vorstellung davon, wie ein gutes Instrument gebaut sein mußte, und mit diesem hier als Muster gedachte er in La Merica sein Glück zu machen.

Mit einer Stimmgabel und nach Gehör stellte er die Quarten und dann die Quinten ein, so daß ein wenig Dissonanz blieb, schneidend und doch wohltuend. Auf sein Ohr war Verlaß, er konnte Harmonien im Knarren von Türangeln hören. Die Knöpfe öffneten und schlossen die Klappen ohne Verzug, mit einem leisen Klicken wie von Würfeln in der Hand eines Spielers. Aus einiger Entfernung klang das Instrument schrill und klagend, es ließ die Hörer an die Brutalitäten der Liebe denken und an mancherlei Hunger. Die Töne kamen beißend scharf, der Zahn, der zubiß, schien von Schmerz ausgehöhlt zu sein.

Die Welt ist eine Treppe

Der Akkordeonbauer war behaart und muskulös und hatte einen dichten schwarzen Schopf über dem hübschen Gesicht, Ohren wie Zuckergußkringel; die Iris der Augen bernsteinfarben. In seiner Jugend hatte er unter dem Spitznamen ›Hühnerauge‹ zu leiden. Mit zwanzig kündigte er seinem Vater, einem Grobschmied, den Gehorsam auf, ging aus dem Dorf weg nach Norden und fand Arbeit in den Akkordeonwerkstätten von Castelfidardo. Sein Vater verfluchte ihn, und sie redeten nicht mehr miteinander.

Er kam zurück, als seine Verlobte Alba ihm Nachricht gab, sie könnten ein Stück Land pachten, mit einem schmalen Streifen Weingarten und einem winzigen Häuschen. Der Abschied von der Stadt fiel ihm leicht, denn er hatte sich auf eine riskante Affäre mit einer verheirateten Frau eingelassen. Seine Behaarung zog die Blicke der Frauen an. Später warf ihm seine Frau von Zeit zu Zeit Untreue vor, und einigemal hatte sie Grund. Akkordeons und Körperhaar reizten nun mal die Frauen, was konnte er dafür? Sie wußte es selbst; seine Musikalität hatte sie mit Macht angezogen, sein seidiges Fell, das Gekräusel, das aus seinem Hemdkragen quoll.

Er verkühlte sich leicht, bibberte schon, wenn die Sonne nur kurz hinter einer Wolke verschwand. Seine Frau war warm; wenn er dicht bei ihr stand, konnte er die Hitze spüren, die von ihr ausstrahlte wie von einem kleinen Ofen. Ihre Hände packten alles mit demselben warmen Griff an, ob Kinder, Teller, Hühnerfedern oder Ziegeneuter.

Die Reben auf dem gepachteten Land, *Calabrese*, *Negro d'Avola* und *Spagnolo*, trugen einen sauren Wein ohne Namen, der zum Verschnitt ins Ausland verkauft wurde. Man ließ den Most eine Woche lang auf der Maische mit den Schalen angären, wodurch der Wein seinen herben Charakter und seine purpurn schwärzliche Farbe gewann. Rein getrunken, kratzte er in Mund und Kehle, und wie vielen anderen adstringierenden Getränken sagte man ihm deshalb heilende Wirkungen nach. Die fremden Aufkäufer zahlten dafür nur sehr wenig, und die Winzer konnten nicht protestieren, weil diese Einnahme ihr einziger Gelderwerb war. Der Mangel an Land, Geld und Besitz und die schwelende Wut der Leute schufen eine Atmosphäre von Intrigen und Vetternwirtschaft, von Mauscheleien, Ver-

schwörungen und nackter Gewalt. Wie sollte man sich anders durchschlagen?

Außer dem Weingarten pachteten der Akkordeonbauer und seine Frau noch fünf alte Olivenbäume und einen an die Hauswand spalierten Feigenbaum, und ihr Leben drehte sich nur um Kinder und Ziegen, Harken und Beschneiden, Schleppen der Traubenkörbe. Nachts wurde die Armut des Landes hörbar im Pfeifen des Windes durch die trockenen Rebstöcke und im Scharren der ächzenden Feigenäste. Sich auf ihrem Grundstück zu halten fiel ihnen immer schwerer, weil der Besitzer, der in Palermo in einem Haus mit Kupferdach wohnte, Jahr für Jahr den Pachtzins erhöhte.

Die Werkstatt des Akkordeonbauers war am Ende des Gartens, eine Hütte, die früher als Stall für kranke Ziegen gedient hatte, die Bodenfläche nicht viel größer als ein Doppelbett. Auf einem Regal standen Lackdosen, eine Schachtel Schellackblättchen, verschiedene Arten Leim und Kleister, Perlmutterkarrees, zwei verkorkte kleinfingergroße Phiolen mit Bronzefarbe. Darunter lagen Feilen, Schaber, Meißel – einer aus einem Feuersteinspan, den er aus dem Boden gegraben hatte –, Bohrer, Hohlmeißel, Prägestempel, metallene Zungen und Haken, Stahlfederdraht und Haarzangen, Greifzirkel und Winkelmesser, Kneifzangen, Locheisen und Klampen – vieles davon gestohlen aus der Werkstatt in Castelfidardo, denn woher sonst hätte er all diese unentbehrlichen Dinge bekommen sollen? Mit einem Zierpinsel aus wenigen Zobelhaaren malte er Schnörkel und Notenschlüssel auf, Girlanden von Triolen zwischen Taktstrichen mit bronzenen Dornen. Er verkaufte die Instrumente einem Händler im nächsten Marktflecken, der, ähnlich wie die Weinhändler, fast nichts dafür bezahlte, eben genug vielleicht für das Hühnerfutter.

Als er sein Handwerk mit der Zeit immer besser beherrschte, begann er an ein Leben zu denken, wie es in diesem verfluchten Dorf nicht möglich war, wohl aber in dem fernen Land, das ihm immer öfter in den Sinn kam: La Merica. Er stellte sich ein neues Leben vor, frisch und unverbraucht, sah das Geld, das wie Birnen an den hohen Bäumen der Zukunft hing. Brummelnd und flüsternd redete er nachts auf seine Frau ein. Sie sagte: »Niemals!«

»Hör mal!« sagte er wütend und so laut, daß das Baby wach wurde. »Du weißt doch, was dein Bruder geschrieben hat.« Dieser Holzkopf von Alessandro hatte einen Brief mit roten Soßenflecken und Abdrücken seiner schmutzigen Finger geschickt, in dem stand, kommt rüber, kommt rüber und nehmt euer Schicksal selbst in die Hand, verwandelt euer Elend in Glanz und Jubel.

»Die Welt ist eine Treppe!« fauchte der Akkordeonbauer im Dunkeln. »Manche steigen rauf und manche runter. Wir müssen rauf.« Sie wollte ihm nicht recht geben, hielt sich die Ohren zu und stöhnte auf, als er ihr das Datum der Abreise nannte. Später, als er den großen Koffer mit den metallenen Ecken heimbrachte, zog sie das Kinn hoch und verdrehte die Augen wie ein vergiftetes Pferd.

Die Lähmung der Generalin

Was den Männern ins Auge fiel, war die Haltung des Akkordeonbauers, die eine mühsam beherrschte Gewalttätigkeit und Kampflust zu verraten schien. In seinen kaputten schwarzen Schuhen stand er auf dem leicht vorgeschobenen linken Fuß, den rechten wie

zum Ausholen zurückgezogen. Sein Charakter strafte dieses Erscheinungsbild Lügen; er wirkte tückisch und gefährlich, ohne es zu sein. Probleme packte er nicht gern selbst an. Er verließ sich darauf, daß seine Frau alle Schwierigkeiten ausbügelte. Von ihm kamen die hochgespannte Erwartung, die optimistische Idee, sie sorgte dafür, daß alles seinen geregelten Gang nahm – bis jetzt.

Wie viele erwachen wohl eines Nachts, strecken die Hand nach der schlafenden Gefährtin aus und stoßen an eine Leiche? Am Abend hatte die Frau des Akkordeonbauers ein bißchen geweint und über die drohende Reise geklagt, aber nichts, kein Zeichen hatte auf die Paralyse vorausgedeutet, die sie ein paar Stunden später oberhalb der Rippen packte, ihre Gelenke verholzte, die Zunge lähmte, das Gehirn einfror und die Augen glasig werden ließ. Die Finger des Akkordeonbauers tasteten sich zitternd den stocksteifen Rumpf entlang, den versteinerten Arm, den harten Hals. Er dachte, sie sei tot. Er zündete die Lampe an, rief sie beim Namen, klatschte ihr auf die marmorkalten Schultern. Doch ihr Herz schlug noch, pumpte das Blut durch die Adern, bis der Rippenbogen vibrierte, und das machte ihm Mut zu glauben, es sei nur ein flüchtiger Anfall, der bei Tagesanbruch vergehen werde, aber ihr Zustand änderte sich nicht.

In den nächsten Tagen wurde klar, daß diese Lähmung ein Übel war, mit dem eine erzürnte fremde Macht sie geschlagen hatte, ein feindlicher Wille, der nicht erlaubte, daß sie ihr Dorf jemals verließ. Sie war immer gesund gewesen, bis auf einen Schwindelanfall dann und wann, seit ihrer Kindheit, und ein getrübtetes Auge, das ihr von ihrer Hochzeit geblieben war, als ihr beim Tanzen eine Mandel hineinsprang. Sie wurde nie krank, war nach den Entbindungen binnen einem Tag

wieder auf den Beinen und hatte ihren Haushalt streng im Griff. Ihre kräftige Altstimme war wie geschaffen zum Befehlen. Als sie noch klein war, hatte ihr Vater sie ›die Generalin‹ genannt. Eine solche Frau hat Feinde.

Der Akkordeonbauer war bereit, sich von einer Klippe zu stürzen oder in die Wildnis hinauszurennen – wenn ihm nur jemand sagte, was er tun sollte. Er fragte seine Schwiegermutter.

Die Mutter der gelähmten Frau verschränkte die Arme. Es war, als spräche ein bärenstarker Zwerg mit Baßstimme aus ihrer schlaffen, gelblichen Haut. »Geh los! Für drei Jahre. Verdiane Geld und komm wieder. Wir sorgen für sie. Besser, der Mann geht erst mal allein.« Ihre feuchten Olivenaugen wandten sich ab.

Der alte Schwiegervater nickte ein paarmal, um zu bekräftigen, wie gut dieser Rat war. Ihr ältester Sohn, Alessandro, war vor zwei Jahren ausgewandert, und nun schickte er aus New York Briefe mit Geldscheinen, beschrieb ihnen seine feinen Kleider, seine Stellung, seine schöne neue Badewanne (dieselbe, in der er einige Jahre später von einem Böhmen umgebracht wurde, der vor Wut außer sich war, weil Alessandro seinem Sohn, der auf der Treppe Radau machte, einen Tritt versetzt hatte, selbst dann noch wollten die alten Leute nicht wahrhaben, daß auf ihrer Familie ein Fluch lag).

Die Töchter des Akkordeonbauers maulten, weil sie nicht auf dem Schiff nach La Merica mitfahren durften, sie wurden jede bei einer anderen Tante untergebracht. Silvano, der einzige Junge – er war an einem Sonntag gezeugt worden –, war schon elf, alt genug, sich durch Arbeit nützlich zu machen; er allein würde den Vater begleiten. Die Mädchen betrachteten ihn voll Haß.

Wer noch unter diesen Ereignissen zu leiden hatte, war die jüngere Schwester der Gelähmten, selbst noch ein Kind, der nun die Aufgabe zufiel, ihr den Brei durch die starren Lippen zu schieben, die stinkenden Tücher unter ihren undichten Öffnungen zu entfernen, die Kranke immer wieder in eine neue, die wundgelegenen Stellen schonende Lage zu wälzen und ihr klares Wasser in die trockenen, blicklosen Augen zu träufeln.

Der hilfsbereite junge Mann

Morgens, beim Licht der verblassenden Sterne, machten Vater und Sohn sich auf den Weg, mit Sprungschritten den steilen Pfad hinunter, fort von der erstarrten Frau und den besorgten Blicken ihrer Verwandten, von den erbitterten Mädchen, an dem bienenstockförmigen Stein vorüber, der die Dorfgrenze markierte. Mit einer Art Tragegurt, der aus einem Seil mit vielen Knoten bestand, trug der Akkordeonbauer den Koffer auf dem Rücken, seine Werkzeuge und das Instrument. Der Junge schleppte schwer an einem zusammengerollten Schaffell, einer grauen Decke und einem Segeltuchsack voller Käse und Brotlaibe. Keine siebzig Schritte, und das Dorf war für immer außer Sicht.

Sie marschierten zwei Tage lang, setzten mit einer Fähre über glitzerndes, weißgetüpfeltes Wasser und stapften weiter bis zur Bahnstation. Auf dem ganzen Weg sagte der Vater kaum etwas, dachte zuerst tränenverschleierten Blicks an seine Frau, die ihm so nah gewesen war wie das Hemd auf dem Leibe, wie der Speichel im Mund, legte sich dann die Situation anders zurecht, nach Männerart und dem derben Sprich-

wort, wonach das beste Stück kaltes Fleisch im Haus des Mannes die tote Frau ist. Leider war seine Frau weder tot noch lebendig. Der Junge, hoch aufgeschossen, durch das Schweigen des Vaters gedemütigt, stellte keine Fragen mehr, aber wenn sie sich einem Dorf näherten, steckte er sich Kiesel in die Taschen, um sie nach knurrenden Kötern zu werfen.

Sizilien schien auszulaufen wie Mehl aus einem kapputten Sack. In der Bahnstation wimmelte es von Leuten, die brüllten und fuchtelten, Koffer und hölzerne Kisten herumschleiften, sich dichtgedrängt vom Eingang bis auf den Bahnsteig schoben, wo Knäuel von Verwandten einander umschlangen und an die Brust drückten, ein wogendes Meer von Textilien, die dreieckig gefalteten und unterm Kinn verknoteten Kopftücher der Frauen geometrische Zeichen, leuchtend vor der Masse schwarzer Rücken.

Vater und Sohn bestiegen den Zug und warteten in Gesellschaft summender Fliegen und rein- und rausdrängender Passagiere auf die Abfahrt. Sie schwitzten in ihren wollenen Anzügen. Auf dem Bahnsteig schienen die Leute überzuschnappen. Frauen weinten und reckten die Arme gen Himmel, Väter tätschelten ihren scheidenden Söhnen die Schultern und Oberarme, Kinder brüllten und klammerten sich an entschwindende Röcke, daß die Nähte rissen, Babys zerrten an den Haaren ihrer Mütter. Die Schaffner, die Bahnbeamten brüllten und drängten alle zurück, die keine Fahrkarte hatten. Den ganzen Zug entlang beugten sich die Fahrgäste aus den offenen Fenstern, zum letztmal Hände drückend oder küssend, die Münder verzerrt vor Kummer.

Der Akkordeonbauer und Silvano saßen still auf ihren Plätzen und ließen die Blicke über die Szene schweifen. Als der Zug anfuhr, stieg vom Bahnsteig

ein Schrei auf, die Zurückbleibenden sahen die Wagons davongleiten und die Gesichter ihrer Lieben jetzt schon in die unerforschlichen Masken von Fremden verwandelt.

Ein älterer Mann, klapperdür, in verschlissenem Anzug, löste sich aus der Menge und rannte neben dem Zug her. Seine Blicke hakten sich an Silvano fest. Fremde schauten den Jungen oft an, mit seinen breiten Wangen und den tief eingesunkenen, rotumrandeten Augen – ein ungewöhnliches Gesicht für ein Kind, mit einem spanischen oder maurischen Einschlag. Der Mann rief ihm etwas zu, wiederholte es, rief und rannte, während der Zug an Fahrt gewann, rannte mit seinen spindeldürren Beinen über den holprigen Boden neben dem Gleis, und als das Gleis abbog und der Zug in die Kurve ging, blickte der Junge zurück und sah den Mann immer noch rennen, weit hinter dem Zug inzwischen, und zuletzt lag er auf allen vieren reglos im niedersinkenden Rauch der Lokomotive.

»Was hat er gesagt?« fragte sein Vater.

»Er hat gesagt, ich soll Silvano sagen – ich dachte erst, er meint mich –, soll einem anderen Silvano sagen, er soll ihm Geld schicken. Er hat gesagt, er muß sterben, wenn er nicht weg kann.«

Der Akkordeonbauer knirschte mit den Zähnen und bekreuzigte sich. Es war ihm unheimlich, daß ein Fremder seinen Sohn beim Namen rief und Geld wollte. Aber der Fremde links von ihm, ein kräftiger junger Mann, der eben erst eingestiegen war, ein häßlicher Bursche mit einer Lücke zwischen den Schneidezähnen und platter Nase, zupfte ihn am Ärmel.

»Den kenn' ich! *Pazzo, pazzo!* Dieser Irre kommt jeden Tag auf den Bahnsteig, rennt hinter dem Zug her und brüllt, daß jemand seinem Bruder sagen soll, er soll ihm Geld schicken, damit er nach New York fah-

ren kann! *Pazzo!* Er hat gar keinen Bruder! Sein Bruder ist schon seit hundert Jahren tot, einem Pferd in La Merica unter die Hufe gekommen! Und Sie, fahren Sie auch dahin?«

Der Akkordeonbauer fand die Frage wohlthuend direkt; Mitteilungsdrang durchschauerte ihn.

»Ja, nach New York. Mit Frau und Kindern, alle wollten wir hin, aber vor zwei Monaten, stellen Sie sich das vor, erst vor zwei Monaten, da wird meine Frau steif wie ein Brett, festgenagelt von einem bösen Leiden, und nun fahr' ich mit dem Jungen allein. Sie ist nicht tot, sie lebt, kann sich aber nicht bewegen. Wir wollten in La Merica eine kleine Werkstatt aufmachen, Musikinstrumente und Reparaturen. Ich bin Akkordeonbauer, müssen Sie wissen, spiele auch selbst ein bißchen, bei Hochzeiten oder Kirchenfesten. Ich kann Hunderte von Liedern. Ein Akkordeonbauer muß ja sein Instrument vorführen können. Aber meine Zukunft ist das Bauen. Ich versteh' das Instrument, ich hab' ein Gefühl dafür. Außerdem kann ich andere Sachen reparieren, gesprungene Geigen, Mandolinen, geplatzte Trommeln.«

Er öffnete den Koffer, um den spiegelnden Lack und die blanken Knöpfe vorzuführen. Er ließ einen zierlichen Akkord erklingen und ein paar Töne hindreintröpfeln, um dem jungen Mann den erlesenen Klang zu verdeutlichen, nicht um zu spielen, denn dies hätte sich bei dem ernstesten Zustand seiner Frau nicht gehört. Er fand, er mußte sich wie ein Witwer benehmen. Er packte das Instrument langsam wieder ein und band den Ziegenlederkoffer zu.

»Sehr hübsch! Ein wunderschönes Instrument! Ich habe Vetter, die spielen auch, aber so etwas Schönes haben sie nicht. Den einen, Emilio, hat letztes Jahr ein Mann verwundet, der so besessen war von Eifersucht,

daß er später an einem Schlaganfall gestorben ist. Vielleicht werden Sie in New York zurechtkommen. Vielleicht auch nicht. New York zieht die Italiener aus dem Norden an, eingebildete Ligurer. Von denen wimmelt es nur so in der Stadt. Musiker gibt es da schon viele, auch Akkordeonbauer. In der Mulberry Street ist schon ein riesiger Musikladen, da gibt es Walzen fürs mechanische Klavier, einfach alles, Bücher, Gramophone, Mandolinen, Notenblätter! Und die Winter sind streng in New York, da friert einem das Fleisch an den Knochen fest, und Schnee gibt's! Beißender Wind, kann man sich gar nicht vorstellen! Da hausen die Sizilianer in alten Häusern, dicht an dicht wie Sardinien in einer Büchse! New York? Nichts als Kälte, Lärm, Hektik! Ich hab' ein Jahr lang da gewohnt! Unerträglich! In New York ist es gewesen, wo der Bruder von diesem Verrückten einem Pferd unter die Hufe geraten ist, einem Pferd, das die arktischen Temperaturen zur Raserei getrieben haben! Machen Sie's wie ich: Ich fahre nach Louisiana, nach New Orleans! Da ist das Klima mild wie Muttermilch! Und ein Boden, schwarz wie meine Augen, von unglaublicher Fruchtbarkeit! Sizilianer trifft man dort überall, wo es Arbeit gibt! Auf den Booten beim Garnelen- und Austernfischen! Chancen noch und noch! Einen Musikladen, wie Sie ihn aufmachen wollen, gibt es da nicht! Die Stadt schreit danach! Die Leute dort lieben die Musik! Der Golf ist das reinste Füllhorn: Garnelen, so riesig, daß man nur zwei in einer Hand halten kann, Austern, groß wie Kuchen und honigsüß, Fische jeder Art und eine fette Art Nüsse, Pekan, die überall wild wächst! Bei den Obstfrachtern kriegt man sofort Arbeit! Da haben Sie schnell so viel verdient, daß Sie Ihren Musikladen aufmachen können! Stellen Sie sich das mal vor! Sie gehn von Bord, gehn ein Stück den Kai ent-

lang, und nach zwei Minuten haben Sie Arbeit und schleppen Orangenkisten! Der Mann, der Sie anstellt, spricht Sizilianisch, der versteht Sie! Bevor Sie in La Merica zum erstenmal schlafen gehn, haben Sie schon Geld verdient, mehr Geld, als Sie in Sizilien in einer Woche, in einem Monat zu sehn bekommen! Aber vielleicht haben Sie Verwandte in New York, vielleicht haben Sie viele Brüder und Vettern, vielleicht haben Sie *Beziehungen*, die Ihnen helfen, gegen den riesigen Musikladen in der Mulberry Street aufzutrupfen? Vielleicht haben Sie ja auch schon genug Geld, um gleich Ihren eigenen Laden aufzumachen?« Er zündete sich eine Zigarre an und hielt auch dem Akkordeonbauer eine hin, der sie überschwenglich dankend annahm.

Nein, nein, sie hätten da niemanden, sagte er und annullierte den ungeliebten Schwager Alessandro. Den wollte er nicht sehen, diesen Antichristen mit seinem Gesicht wie schmutzige Wäsche. Sie waren schließlich nicht blutsverwandt. Nein, sagte er zu dem jungen Mann, sein Sohn sei nicht besonders musikalisch, aber kräftig sei er und gut im Rechnen. Ob auf den Fischerbooten oder in der Werkstatt, der würde sich schon nützlich machen. Der Akkordeonbauer beugte sich vor und wollte noch mehr über Nov' Orlenza und Luigiana hören. Hatten die Leute dort wirklich was übrig für die Musik? Aromatischer Rauch umwölkte ihre Köpfe.

Greenhorn, dachte der junge Mann. Einer mehr, wie Tausende und Abertausende andere. Sich selbst zählte er nicht mit.

Auf der ganzen Strecke nach Palermo, während der Zug das lange Gefälle zum Meer hinunterzuckelte, vergnügte sich der junge Mann damit, die Herrlichkeiten von Louisiana in den leuchtendsten Farben zu

schildern, Musiker zu erfinden, die mangels einer tüchtigen Reparaturwerkstatt auf Ruinen von Instrumenten spielten, die gezwungen waren, a capella zu singen, weil sie keine Akkordeons zur Begleitung hatten, bis der Akkordeonbauer nicht mehr wußte, wie er je daran hatte denken können, sich der wölfischen Kälte und den überfüllten Wohnungen von New York auszusetzen, der Stadt, wo der großmäulige Alessandro wohnte, der einzige Mensch auf Erden, der ihn immer noch ›Hühnerauge‹ nannte, während doch all die passionierten Musiker von Nov' Orlenza nur auf ihn warteten. Dort würde er jede Arbeit annehmen, Bananenstauden und Zitronenkisten schleppen, Katzen abhäuten und jeden Scudo – jeden penny – auf die hohe Kante legen. In der Tasche hatte er nun den Namen einer Pension und einen Stadtplan, den ihm der junge Mann im Zug gezeichnet hatte. Der junge Mann selbst war schon mit einem anderen, schnelleren Schiff abgefahren – so viele Schiffe liefen von Palermo nach Amerika aus. Er hatte geschworen, er würde sie in Nov' Orlenza vom Schiff abholen, um ihnen den Weg zu zeigen. Die Karte war nur für den Fall, daß sie sich verfehlten.

Und so schlug der Akkordeonbauer einen fatalen Kurs ein.

Das Land der Alligatoren

In Palermo zögerte er. Die Überfahrt nach New Orleans war teurer als die nach New York. Er hatte geplant, das Geld, das er sparte, weil die gelähmte Frau und die Töchter nicht mitfuhren, für seine Werkstatt zurückzulegen. Trotzdem kaufte er die Fahrkarten, vierzig amerikanische Dollar pro Person, denn er

führte sein Leben wie jeder andere auch – er setzte auf die Zukunft.

Der Kai von Palermo war überfüllt mit Auswanderern. Der Akkordeonbauer und Silvano standen abseits, der Koffer zwischen den Füßen des Mannes, das Instrument auf seinem Rücken. Er träumte schon davon, wie er in seinem weißgetünchten Laden, das Werkzeug vor sich auf dem Tisch, eine Liste mit Akkordeonbestellungen durchsah. Verschwommen im Hintergrund dachte er sich eine Frau hinzu, vielleicht die wiederhergestellte Gelähmte, vielleicht auch eine milchhäutige *americana*.

Silvano war von dem Durcheinander auf dem Kai angewidert. Wie wenn man Italien mit einem großen Spachtel ausgekratzt und den menschlichen Bodensatz am Rand des öligen Hafens abgestreift hätte, wuselten hier tausendmal soviel Menschen herum wie auf dem Bahnhof. Überall standen oder gingen Leute, ein Mann döste auf den Steinen, in eine schmutzige Decke gewickelt, den Kopf auf einem Koffer und ein Messer in der schlaffen Hand, weinende Kinder, Frauen, die dunkle Mäntel zusammenfalteten, zerschrammte Kisten sorgsam mit Schnüren zubanden, Männer, die auf Körben mit ihren Habseligkeiten saßen und an Brotkranten nagten, alte Frauen in Schwarz, die Kopftücher unter dem stoppeligen Kinn verknotet, herumrennende Jungen in flatternden Hosen und Jacken, übergeschnappt vor Aufregung. Er rannte nicht mit herum, er schaute nur zu.

Stunde um Stunde schlurfte die laute, drängelnde Menge über die Gangway aufs Schiff, mit Bündeln, Koffern und Mantelsäcken, Paketen und Fernrohren in Leinenfutteralen. Ruckweise kroch die Schlange das Deck entlang bis zu einem Tisch, wo ein pockennarbiger Schiffsoffizier Achtergruppen abzählte. Ob er Fa-

milien trennte oder Fremde zusammenlegte, war ihm einerlei, und der größte Mann in jeder Gruppe bekam ein nummeriertes Kärtchen, das ihren Platz in der Messe bezeichnete. Diese acht, ob sie sich kannten oder nicht, waren durch ihre Essenskarte für Tausende von See-meilen aneinander gebunden. Zur Gruppe des Akkordeonbauers gehörten eine unangenehme alte Frau mit Halbmondgesicht und zwei quasselnden Neffen.

Der Akkordeonbauer und Silvano stiegen drei Decks zu den Männerquartieren hinab: lange Reihen von Kojen wie die hölzernen Regale in einem Lagerhaus. Sie hatten die obersten, zwei enge Schlitze, in denen sie schlafen und alles verstauen mußten, den Koffer, das Akkordeon, das zusammengerollte Schaf-fell und die graue Decke. Öllampen spendeten einen schleimigen Schimmer, mit baumelnden Schatten wie von erhängten Männern, ein unstabiles, zuckendes Licht, das Zweifel weckte und den Glauben an Dämonen bestärkte. Von Palermo her kannten sie die gleich-mäßige Ruhe des elektrischen Lichts.

(Der Geruch von Petroleum, Schlagwasser, Metall, Schiffsfarbe, der Gestank ängstlicher Menschen, von schmutzigen Kleidern und Hautschmalz, vermischt mit dem salzigen Aroma des Meeres, prägte sich Silvanos Sinnen ein, vergleichbar den Ausdünstungen, später, auf den texanischen Garnelenkuttern, und nicht einmal der beißende Geruch von Gas und Rohöl in seiner Zeit als Wanderarbeiter während der ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts konnte ihn auslöschen. Eine Zeitlang arbeitete er in den Löschmannschaften von Tanklagern, die Kanonenkugeln in brennende Speichertanks schossen, damit das Öl in die kreisförmigen Gräben um jeden Tank abfließen konnte, bevor es explodierte. Später kam er nach Spindletop, auf die Ölfelder von Glennpool, Oklahoma, bekam einmal

den Ölkönig Pete Gruber in seinem Milliondollaranzug aus Klapperschlangenleder zu Gesicht, arbeitete sich die ganze Golden Lane hinunter, von Tampico über Potrero bis zum Maracaibo-See in Venezuela, wo das Spiel für ihn ein Ende fand, als er sich im Dschungel hinhockte, um sich zu erleichtern, und ein Indianerpfahl ihm die Kehle durchbohrte.)

Der Akkordeonbauer hatte Silvano erzählt, die Überfahrt werde stürmisch sein, er werde sich ständig übergeben müssen, aber als sie Palermo, Sizilien, Europa hinter sich ließen und auf das Weltmeer hinausfuhren, kamen sie in eine Schönwetterzone. Tag für Tag vergoldete Sonnenschein die Wellen, das Meer war ruhig, ohne Schaumkronen oder Brecher, nur eine endlose, träge Dünung, von der Gischtfetzen abrissen. Nachts glomm und schimmerte dieses wäßrige Spitzentuch in leuchtendem Grün. Das Schiff rauschte durch die See, und Silvano schaute zu einem Himmel empor, so voller Farben, daß er Schwärme von Larven darin sah, die Geburt von Sternen oder Winden, die aus den purpurnen Tiefen hervorkrochen. Jeden Morgen tauchten die Passagiere aus dem Bauch des Schiffes auf wie Käfer aus einem Baumstumpf und breiteten sich in der Sonne aus, die Frauen nährend und stickend, die Männer mit irgendeiner Bastelei, ihre Pläne erläuternd und immerzu herumlaufend, um den Verdauungsstörungen vorzubeugen. Fast alle aßen an Deck und mieden den übelriechenden Meßsaal. Die Schiffskost verwandelte sich in etwas Genießbares, als getrocknete Tomaten, Knoblauchzehen, Würste und Hartkäse aus den Koffern geholt wurden. Der Akkordeonbauer nahm die ruhige See zum Zeichen für eine glückliche Schicksalswende, steckte sich eine Zigarre an und rauchte sie mit Behagen, spielte abends auf seinem Akkordeon. Schon hatten manche Frauen ein Lä-

cheln für ihn gehabt, eine fragte ihn, ob er *L'Atlantico* kenne, und summt die wellenrauschende Melodie. Er sagte, er würde es gern lernen, wenn sie seine Lehrerin sein wollte.

Geschichten über New Orleans kamen nach und nach in Umlauf, von der Schiffsmannschaft oder von Passagieren, die schon dort gewesen waren oder Briefe von früheren Reisenden gelesen hatten: eine krumm-säbelförmige Stadt, in die Biegung des großen Flusses geschmiegt, wo das Moos in langen Altmännerbärten von den Bäumen hing, wo das teebraune Wasser der Bayous Alligatoren barg und ebenholzfarbene Menschen lässig durch die Straßen schlenderten, wo man die Toten über der Erde in Marmorbetten bestattete und Männer mit Pistolen herumliefen. Von einem Matrosen lernte Silvano die Worte *ais crima* für eine köstliche und rare gefrorene Süßigkeit, die mit viel Mühe von einer komplizierten Maschine erzeugt wurde.

Der junge Mann im Zug hatte gesagt, mit ihrer Sprache würden sie in New Orleans bequem zurechtkommen, aber die alte Frau in ihrer Essensgruppe, die in New Orleans gewohnt hatte und nun, nachdem ihr Sohn und ihre Familie an irgendeiner Seuche gestorben waren, ihre beiden Neffen aus Sizilien herüberholte, riet ihnen dringend, den sizilianischen Dialekt abzulegen. Statt dessen sollten sie Italienisch sprechen und möglichst schnell Amerikanisch lernen.

»Die Italiener sagen, die Sizilianer sprechen eine Gaunersprache, damit sie im Angesicht ihrer Opfer Mord und Totschlag aushecken können. Die Amerikaner finden, Sizilianer und Italiener sind eins, die einen so schlimm wie die andern, beides eine Teufelsbrut. Wenn Sie etwas erreichen wollen, müssen Sie das Amerikanische beherrschen.«

Wörter, an denen man sich die Zähne ausbrechen

kann, dachte der Akkordeonbauer. Sie blickte ihn an, als könnte sie seine Gedanken lesen. »Ich sehe es Ihnen am Gesicht an, daß Sie es nicht lernen werden.«

»Und Sie?« erwiderte er. »Sie sprechen es wohl fließend?«

»Ich habe schon viele Wörter gelernt«, sagte sie. »Von meinem Sohn und seinen Kindern. Jetzt werde ich von meinen Neffen lernen. In Amerika wird die natürliche Ordnung der Welt auf den Kopf gestellt, und die Alten lernen von den Kindern. Machen Sie sich darauf gefaßt, Akkordeonbauer!«

An den letzten Reisetagen, als sie die Spitze von Florida umrundeten und in den Golf von Mexiko einfuhren, wehte der Moschusduft des Landes zu ihnen herüber. Sie hatten eine unsichtbare Schwelle überschritten, waren nicht mehr Abreisende, sondern Ankömmlinge. Der Akkordeonbauer brachte sein Instrument mit an Deck und spielte, sang dazu mit hoher, gequetschter Stimme, wie es in seinem Dorf üblich war:

*Gleich sind wir da in La Merica,
Leb wohl, geliebtes Heimatland!
Hier beginnt unser wahres Leben.
Hier bekommen wir Geld und Achtung,
Schöne Häuser und leinene Hemden.
Hier werden wir Fürsten sein.*

Ein Matrose sang ein komisches amerikanisches Lied – *Where, Oh Where Has My Little Dog Gone?*, aber der Akkordeonbauer verschmähte die Melodie und hielt mit *Sicilia mia* dagegen. Seine kräftige Gestalt, seine Körperbehaarung, seine verwegene Stimme und das sinnliche Stöhnen des Akkordeons zog einen Kreis von Frauen und Mädchen an. Trotzdem glaubte er noch an eine Hölle, wo die Sünder rittlings auf rie-

sigen erhitzten Schlüsselbärten saßen oder als Klöppel in weißglühenden Glocken hin und her schwangen.

Sie liefen in das Delta ein, atmeten seinen Geruch nach Schlamm und Holzrauch unter Abendwolken, goldenen, von Westen herangekämmten Locken oder Staubfäden einer weitkelchigen Blume. In der Dämmerung konnten sie in den Seitenkanälen Lichter flackern sehen, und manchmal hörten sie ein schauriges Gebrüll – die Alligatoren, sagte ein Matrose, nein, eine Kuh, die im Schlamm festsetzt, sagte die Frau mit den beiden Neffen. Die Einwanderer drängten sich an der Reling, während das vibrierende Schiff in den Mississippi einfuhr, zwischen die beiden Zangenbacken des Landes. Silvano stand neben seinem Vater. Ein roter Mond kroch von Osten herauf. Am Ufer hörte der Junge ein Pferd schnauben. Schon Stunden vor New Orleans erreichte sie der Geruch der Stadt – der faulige Gestank von Senkgruben und der Duft von verbranntem Zucker.

Ein Dämon auf dem Abtritt

Nichts war so, wie es sich der Akkordeonbauer vorgestellt hatte. Der junge Mann aus dem Zug stand nicht am Kai. Stundenlang warteten sie auf ihn, während die anderen Passagiere im Gewühl der Straßen verschwanden.

»Treue Freunde sind so selten wie weiße Raben«, sagte der Akkordeonbauer erbittert. Silvano glotzte die schwarzen Männer an und besonders die Frauen, deren Köpfe in Turbane gehüllt waren, was so aussah, als würden sich unter dem gewickelten Tuch Smaragde, Rubine und goldene Ketten verbergen. Mit der

Karte des jungen Mannes stückelten sie sich den Weg durch die lärmigen, verstopften Straßen zusammen und fanden auch die Decatur Street, aber dort gab es keine Nummer sechzehn, nur verkohlte Balken zwischen wucherndem Hexenkraut, eine Lücke in der Reihe schmutziger Häuser. Der Akkordeonbauer nahm seinen Mut zusammen und sprach einen Mann an, der wie ein Sizilianer aussah; wenigstens sahen seine Haare sizilianisch aus.

»Entschuldigen Sie, ich suche hier eine Pension, Nummer sechzehn soll es sein, aber offenbar steht hier kein Gebäude...« Der Mann gab keine Antwort, spuckte im Vorbeigehen rechts von sich auf den Boden. Silvano sah, wie man dafür bestraft wurde, kein Amerikanisch zu können. Der Mann mußte ein Amerikaner sein – einer, der die Sizilianer verachtete.

Entnervt sagte der Akkordeonbauer zu Silvano: »Verdammter Idiot, hoffentlich kriegt er nichts als Brennesseln zu fressen, auf die Betrunkene gepißt haben!« Sie schleppten ihre Bündel und den Koffer zurück zum Kai. Da lag das Schiff, das sie erst vor ein paar Stunden verlassen hatten. Silvano erkannte die Gesichter mancher Matrosen. Teilnahmslos erwiderten sie seinen Blick. Einer rief ihnen etwas Zotiges auf amerikanisch zu. Silvano verspürte die hilflose Wut des in seiner Sprache Gefangenen. Sein Vater schien nichts zu bemerken.

Die Stellenvermittlung, von der ihnen der junge Mann im Zug erzählt hatte, war ein blauer Schuppen am Ende des Kais. Ein Dutzend Männer, Weiße und Schwarze, standen, Tabaksaft spuckend und Zigarren rauchend, an Stapel und Kisten gelehnt und starrten sie an, als sie näher kamen. Drinnen lag ein Hund mit eisernem Halsband unter dem Stuhl, und ein Mann mit geschwollener, zerschrammter Nase, der sich

Graspo – Traubenstiel – nannte, redete mit ihnen in einer für sie verständlichen Sprache, war aber mißtrauisch und unverschämt, wollte ihre Papiere sehen, fragte nach ihren Namen, dem Namen ihres Dorfes, den Namen ihrer Eltern und Schwiegereltern, wen sie alles kannten und warum sie hierhergekommen waren. Der Akkordeonbauer zeigte ihm die Karte, erzählte von dem jungen Mann im Zug, der ihnen die Adresse der Pension genannt hatte, beschrieb die verkohlten Balken, sagte, er kenne hier niemanden, suche Arbeit auf den Booten oder an den Kais.

»Wie hieß denn dieser Mann im Zug?« Das wußte der Akkordeonbauer natürlich nicht. Nach einer Weile wurde Graspo nachsichtiger, behandelte ihn aber immer noch sehr von oben herab.

»Es ist nicht so einfach, wie du denkst, *contadino*, gibt vieles zu beachten, wenn man hier arbeiten will, viele starke Männer, einer gegen den anderen. Manchmal gibt es Ärger, sind schwere Zeiten. Die Sizilianer haben viel zu leiden. Wir müssen einer auf den anderen aufpassen. Aber ich kann dir ein Logierhaus in Little Palermo nennen, Mirage Street Nummer vier, billig und nah bei der Arbeitsstelle. Vielleicht finde ich was für dich auf den Obstkähnen, für dich und den Jungen. Du wirst sehen, die besten Jobs sind für die Iren und die Schwarzen, die dürfen als Stauer arbeiten. Die armen Italiener – denn Sizilianer gelten hier als Italiener, das mußt du auch noch schlucken – können froh sein, wenn sie als Schauerleute genommen werden.« Er räusperte sich und spuckte aus. »Für dich kostet es drei Dollar, für den Jungen zwei, und die Adresse des Logierhauses ist umsonst. Ja, du bezahlst bei mir. Ich bin der *bosso*. So läuft das in Amerika, *Signor emigrante siciliano*. Man muß dafür bezahlen, daß man bezahlt

wird. Du kennst nichts und niemanden, also mußt du Lehrgeld zahlen. Bei mir bekommst du die Lehre billig.«

Welche Wahl hatte er? Keine, keine! Er bezahlte, kehrte Graso den Rücken, während er die fremden Münzen aus seinem nun schweißfleckigen ziegenledernen Geldgürtel fischte. Graso sagte ihm, sie sollten zu dem Logierhaus gehen und sich dort einrichten, am nächsten Morgen zur Arbeitsverteilung kommen, und mit etwas Glück fände sich etwas für sie. Der Akkordeonbauer nickte, nickte, nickte und lächelte.

»Im Logierhaus wird man dich fragen, wo du arbeitest. Zeig ihnen dieses Papier und sag, du arbeitest für Signor Banana. Also dann!«

Sie fanden das Logierhaus in Little Palermo, einem lauten Bezirk, so schlimm wie nur irgendein sizilianisches Elendsviertel, wenn man davon absah, daß hier außer Sizilianern und Italienern auch Schwarze wohnten. In der Mirage Street reihte sich ein heruntergekommenes französisches Wohnhaus ans andere, zersplitterte Schieferplatten fielen herunter wie Kopfschuppen, die geräumigen Zimmer waren zu Kämmerchen zerstückelt, die gipsernen Cherubim von dünnen Holzwänden halbiert, ein Ballsaal aufgeteilt in zwanzig enge Verschlüge. Nummer vier war ein dreckiger Backsteinklotz, verdunkelt von kreuz und quer aufgehängten Leinen mit grauer Wäsche und ringsum mit durchhängenden Balkonen umgürtet. Irgendwo bellte ein Hund.

(Noch Jahre später in den Ölfeldern war es nicht das furchtbare Ereignis, an das Silvano sich erinnerte, sondern dieses Tag und Nacht anhaltende Bellen eines Tieres, das man nicht sah. Ein amerikanischer Hund. In Sizilien hätte man ihn wegen seines Ungehorsams getötet.)

Der Hof war knietief mit Abfall bedeckt, kaputte Bettgestelle, Holzstücke, riesige Haufen von Austernschalen, Koffergriffe und blutige Lumpen, löchrige Kochtöpfe und Blechbüchsen, zerbrochene Töpferwaren, halbvolle Nachtgeschirre mit grünlichem Schaum, wettergesteiftes Pferdegeschirr, ein beinloses schimmelpelziges Roßhaarsofa. In einer Ecke des Hofes stand eine stinkende *baccausa*, die von den Scharen von Leuten benutzt wurde, die im Haus wohnten. Als der Akkordeonbauer dort austreten wollte, machte er gleich wieder kehrt und kämpfte gegen den Brechreiz an; der Kothaufen ragte aus dem Loch empor. In der Ecke stand ein verschmierter Stock, mit dem man das Ganze ein bißchen zusammendrücken konnte. Später bemerkte er, daß manche Hausbewohner sich zur Darmentleerung wie Hunde in den Hof hockten; und in dieser Dreckwüste spielten Kinder.

»Hör zu«, sagte er zu Silvano. »Geh nicht da rein! Auf diesem Klo haust ein Dämon. Such dir eine andere Stelle. Wie soll ich wissen, wo? Es ist sowieso am besten, du hältst es so lange wie möglich zurück, dann schlägt das Essen besser an, das ich dir kaufen kann.« So begann Silvanos lebenslanges Leiden an Verstopfung und Leibscherzen.

Sie stiegen die splittrige Treppe zum obersten Geschloß hinauf und hielten Abstand zu dem schiefen Geländer.

»Hier leben wir in höchsten Sphären, mein Freund«, scherzte der Vermieter. Das Zimmer war dreckig und nicht viel größer als ein Kleiderschrank. Es enthielt zwei Pritschen und über jeder ein langes Regal, das eine teilweise mit den Sachen eines Mannes belegt, mit dem sie sich den Raum teilen mußten. Der Mann ist taub, kein Problem, sagte der Vermieter. Silvano konnte auf dem Schaffell auf dem Fußboden schlafen. Der Akkor-

deonbauer strich über den brüchigen Wandverputz und trat nach den losen Dielen. Aus einem nahe gelegenen Raum hörte man lautes Schimpfen, ein dumpfes Klatschen, noch eines, Hiebe und ersticktes Gekreisch. Aber Silvano freute sich über das Fenster, zwei klare Scheiben über einer gelbbraun getönten. Da könnten sie abwechselnd hinausschauen, sagte er, über die Dächer auf den milchigen Fluß, wo Boote hin und her tuckerten. Fliegen summt an diesem Fenster, und der Sims war zolltief mit ihren Leichen bedeckt.

Als er die dunkle, knarrende Treppe hinunterrannte, wurde er auf einem Absatz von drei Jungen angehalten. Der eine mit dem dummen Gesicht und dem schiefen Mund kam ihm am wenigsten gefährlich vor, aber während die andern beiden boxend vor ihm herumhüpften, schlich der sich von hinten an, verschränkte die Finger, und nach seinem beidhändigen Nackenschlag fiel Silvano auf die Knie. Er rollte sich zwischen Dummbacks Beine, griff nach oben und verdrehte das weiche Fleisch zwischen den Schenkeln, trotz drei Tritten ins Gesicht, die ihm die Wange über den splittrigen Boden schrammten. Auf dem Treppenabsatz ging eine Tür auf, und kaltes, fettiges Wasser wurde nach ihnen geschüttet. Man hörte blechernes Scheppern und eine Kaskade von Löffel- und Gabelgeräuschen, als die drei Angreifer laut fluchend die Treppe hinabsprangen.

Cannamele

Der Vermieter, ein fatter Krüppel mit nur einem Fuß, halb blind, die Haut grau und schleimig wie Bootsplanken, Hände und Arme übersät mit Narben von

Zuckerrohrschnitten, nahm ihnen für die erste Woche das Geld ab. Er nannte sich Cannamele, Zuckerrohr, ein Name aus den alten Zeiten, als er auf den Zuckerplantagen gearbeitet hatte, bevor er mit dem Fuß ins Mahlwerk geriet. Die harte Spitze eines Zuckerrohrblatts hatte ihn ein Auge gekostet.

»Aber früher hatte ich soviel Kraft in den Händen, da hätte ich Steine auswringen können.« Er deutete einen Preßgriff an. Als er den Namen ihres Dorfes hörte, bebte er vor Gefühl, denn, sagte er, er sei zwei Dörfer weiter geboren. Er wollte Neuigkeiten über viele Leute von ihnen hören. Aber keinen von den Namen, die er nannte, kannten sie, und nach einer Viertelstunde war klar, daß Cannamele ihr Dorf mit einem anderen verwechselt hatte. Trotzdem, eine Bekanntschaft war gemacht, eine gewisse Herzlichkeit hatte sich eingestellt. Cannamele hielt es für angebracht, ihnen zu erklären, wie es hier zuging.

Nach Little Palermo, sagte er, kamen die Amerikaner niemals. Menschen mit den Dialekten aus allen Gegenden Italiens und Siziliens waren hier zusammengepfercht: aus den Bergen und den fruchtbaren Ebenen am Fuß des Ätna, aus Norditalien, aus Rom, sogar welche aus Milano, aber die waren so hochnäsiger, daß sie so bald wie möglich wieder wegzogen. Er sagte dem Akkordeonbauer, der Abtritt auf dem Hof solle eigentlich einmal im Monat von Schwarzen geleert werden, die den stinkenden Kot ausgruben und mit ihren ›Sanitätswagen‹ wegkarrten, aber sie waren schon lange nicht mehr gekommen, niemand wußte, warum. Vielleicht kämen sie morgen. Also Graspò hatte ihm Arbeit versprochen? Graspò war bei den Mantrangas, einer Stauer-Clique, auf Kriegsfuß mit anderen *padroni*, den Provenzanos, die ebenfalls die Kontrolle über den Zugang zu den Jobs auf den Obst-

schiffen gewinnen wollten. Die bestbezahlte Arbeit hatten die Iren und die Schwarzen, die Baumwollstauer; Sizilianer und Italiener mußten nehmen, was übrigblieb, die Arbeit der Schauerleute, aber wenigstens waren sie immer noch besser dran als die Handlanger. Das waren alles Schwarze, wilde, streunende Flußschweine, die Haut voll heller Narben. Was die anging, so konnte der Akkordeonbauer, wenn er Augen im Kopf hatte, selbst sehen, wie elend und zerlumpt die meisten waren und was ihre sogenannte Freiheit für ein Witz war. Aber auf den Docks von New Orleans hatten sie trotzdem gewisse Rechte, die sich oft gegen die Sizilianer und Italiener auswirkten; da waren schwarze Schauerer Männer so gut wie alle andern und besser als Immigranten. Die schlauen Amerikaner wußten genau, wie man die einen gegen die andern ausspielte. Der Mitbewohner ihres Zimmers, der taube Nove, Neun, wie man ihn nannte, weil ihm bei einer Schlägerei mal ein kleiner Finger abgebissen worden war, war ein Stauermeister. Und »Signor Banana«, das war der reiche und angesehene Frank Archivi, der in New Orleans geborene Sohn armer sizilianischer Eltern, ein gebürtiger Amerikaner also, und wer weiß, wenn ihn mit zwanzig nicht ein wahnsinniger Kummer ganz und gar verändert hätte, ob er dann nicht Bootsverleiher oder Leierkastenmann geworden wäre statt Besitzer einer Schifffahrtslinie, ein Mann, der den einträglichen Obst-Import kontrollierte.

»Stellen Sie sich vor, eine Woche nach der Hochzeit stirbt seine Braut an einer Garnele, weil sie beim Schlucken gelacht hat – man soll nie lachen, wenn man Garnelen ißt! Und Archivi, der Verrückte, mit Augen wie rote Laternen, kommt nachts zu ihrem Grab und holt den stinkenden Kadaver raus, schleppt ihn quer durch die Stadt und küßt die fauligen Lippen, bis er

zusammenbricht. Einen Monat hat er mit Fieber dagelegen, und als er wieder zu sich kam, da war er so kalt wie ein Gletscher, interessierte sich nur noch für Geld. Und jetzt ist er Archivi – Archivi steht für Obst und Bananen aus Südamerika, Orangen und Zitronen aus Italien. Archivi steht für Geschäftssinn und Unternehmungsgeist, harte Arbeit, die ein Vermögen bringt, ein Vermögen, das wächst und wuchert. Wenn Sie Archivi sehn wollen, schau'n Sie nur die Karren der Straßenhändler an! Er besitzt Schiffe, Lagerhäuser, Tausende arbeiten für ihn, er verkehrt in den höheren Kreisen von New Orleans, er ist ein wichtiger Mann in der Politik. Er hat schon John D. Rockefeller die Hand geschüttelt, er ist der Rockefeller des Obsthandels. Auf jeder Frucht, die durch diese Docks geht, hat Archivi die Hand drauf. Er hat seinen Schmerz und Wahnsinn zu Geld gemacht.«

Der Akkordeonbauer hörte gierig zu.

»Er ist tapfer und rührig, er hat gegen die Rekonstruktionisten gekämpft. Sie tun gut daran, ihn zum Vorbild zu nehmen – *americanizzare*, amerikanisieren Sie sich, wie er es gemacht hat! Als die Schwarzen versucht haben, die Sizilianer von den Docks zu verjagen, da hat er eine Armee von Hafearbeitern gegen sie angeführt. Ich hab's gesehen. Es ist Blut geflossen, und er hat gewonnen, kann ich Ihnen sagen, er hat gewonnen! Sie haben ein Messer? Gut. Eine Pistole brauchen Sie auch noch. Das ist nötig. In New Orleans muß man sich jeden Tag verteidigen.«

Archivi, sagte er, verkehre in der Welt der Amerikaner ganz unbefangen.

»Aber denken Sie nicht, Sie könnten ihm auf Ihrem Akkordeon was vorspielen! Er hat einen feineren Geschmack, er geht lieber ins Konzert und in die Oper. Andererseits können Sie froh sein. Auf den Docks ar-

beiten viele Musikanten. New Orleans ist die Königin der Musik, die Königin von Handel und Wandel.« Er sang ein paar verbogene Zeilen aus einem Lied, das der Akkordeonbauer nie gehört hatte, einem hinkenden, krummbeinigen Lied.

»Ich gedenke ein Musikgeschäft aufzumachen«, vertraute der Akkordeonbauer ihm an. »Ich werde der Archivi des Akkordeons.« Cannamele zuckte die Achseln und lächelte; jeder Mensch hatte seinen Traum. Er selbst hatte mal vorgehabt, eine Bank aufzumachen, zunächst nur für Sizilianer, aber dann ...

Es stimmte, die Obstverkäufer in ihren fleckigen Kleidern, die sich jeden Tag über die ganze Stadt verteilten, legten auf ihren Karren eine außerordentliche Vielfalt von Früchten aus; Silvano zählte zwanzig verschiedene allein auf dem Weg von ihrem Logierhaus bis zum Kai: große Herzkirschen mit blutrotem Saft, gelbe Pfirsiche, orangefarbene seidige Dattelpflaumen, haufenweise Birnen, Panama-Orangen, Erdbeeren von einer Größe und Form wie das Herz Jesu. Zitronenkarren leuchteten in den dunklen Straßen. Gerührt von seinem hungrigen Blick, gab ihm ein Verkäufer eine überreife Banane, die Schale schwarz und das breiige, faulige Fruchtfleisch innen schon leicht alkoholisch.

»He, *scugnizzo*, deine Mutter muß nach diesen Früchten gegiert haben, als sie mit dir schwanger ging. Du hast Glück, daß du keine große Banane als Muttermal im Gesicht trägst.« (Vier Jahre später zog dieser Straßenhändler nach St. Louis, machte eine erfolgreiche Makkaronifabrik auf, American Pasta, und besaß, als er starb, etliche tausend Dollar.) Silvano hatte zwar ein Muttermal, aber auf dem Bauch und in Form einer Bratpfanne, die Ursache seines ewigen Hungers.

Bananen

Graspo schickte sie zuerst zum Entladen der Bananen, großer grüner Fruchtstauden, bleischwer, eine grausame Last sogar für die breiten, muskulösen Schultern des Akkordeonbauers. Der Lohn für zwölf Stunden Arbeit waren anderthalb Dollar. Silvano taumelte mit einer Stauden zehn Schritte weit, dann ging er in die Knie. Er hatte nicht die Beine, ein solches Gewicht zu tragen. Graspo ließ ihn für fünfzig Cent pro Tag die losen Bananen von zerbrochenen Stauden aufsammeln und die haarigen Taranteln und kleinen Schlangen erschlagen, die aus den Fruchtstauden fielen. Ängstlich ging Silvano mit seinem Knüppel auf sie los.

Die Docks und Dämme erstreckten sich meilenweit das Flußufer entlang, in einem Brodem von Brackwasser, Gewürzen, Rauch und modernder Baumwolle. Trupps von Arbeitern, Schwarze wie Weiße, türmten Baumwollballen zu großen unvollendeten Pyramiden auf, andere rollten die Ballen zu den Schiffen hin, deren Schornsteine wie ein Wald aus astlosen Bäumen aussahen, der bis in die dunstige Ferne reichte. Zu zweit stapelten Männer Bretter auf, ganze Städte im Rohzustand, dazu bestimmt, auf die Prärien weiter flußaufwärts genagelt zu werden; Vierertrupps von Schwarzen zerlegten mit der Doppelkreissäge Baumstämme in rechteckige Balken. Flußabwärts entluden die Garnelenkutter Körbe voller glitzernder Krustentiere. In den höhlengleichen Lagerhäusern wurden Baumwolle bewegt, Zucker- und Melassefässer, Tabak, Reis, Baumwollsamenkuchen und Obst; die Männer schwitzten in den Baumwollspeichern, wo die großen Ballen zu würfelförmigen Fünfhundert-Pfund-Paketen zusammengepreßt wurden. Überall sah man Männer, die Kisten schleppten, Fässer rollten oder Brennholz

für die gefrässigen Dampfer stapelten, von denen jeder auf der Strecke von New Orleans bis Keokuk fünfhundert Klafter verschlang. Ein Trupp, der Fässer rollte, sang:

Roll 'm! Roll 'm! Roll 'm!
All I wants is my regular right!
Two square meal and my rest at night!
Roll! Roll 'm, boy! Roll!

Alles in allem war es ein Höllenlärm: Hufgetrappel und Rumpeln von Stahlreifen auf Holzplanken, schrillende Pfeifen und schnaufende Maschinen, zischende Dampfkessel, Hämmern und Poltern, Gebrüll der Vorarbeiter und rhythmischer Wechselgesang der Arbeitstrupps, Geschrei der Verkäufer, die Gumbo und Tüten mit Krebsen oder klebrigen Pralinen anboten, Knarren der Holzwagen und leise Rufe, mit denen die Schiffslieferanten ihre Pferdekarren vorantrieben – alles vermischt zu einem lauten, betäubenden Dröhnen.

Unter all diesen Leuten waren die Stauer die großspurigsten, die Könige der Docks, die am Tag sechs Dollar verdienten. Sie schmissen halbaufgerauchte Zigarren weg, stiegen in Fünfertrupps mit ihren Schraubenwinden in die Laderäume der Schiffe hinab und warteten, bis die Schauerleute auf dem Kai die Baumwollballen mit dem Kran durch die Ladeluke heruntergelassen hatten, einen nach dem andern. Dann packten sie die Ballen, stapelten sie so hoch und dicht aufeinander, wie es nur ging, zwängten sie mit Hilfe von Brettern und ihren ausladenden Schraubenwinden in die engsten Spalten und Winkel, bis das Schiff zum Bersten voll war; die Ladung war jedoch perfekt verteilt, das Schiff nahezu unsinkbar.

An einem Spätnachmittag machte die Nachricht die Runde, daß ein Brett unter Druck geborsten und einem schwarzen Stauer namens Treasure ein Splitter in die Kehle gedrungen war. Der Akkordeonbauer hörte die Schreie von einem nahebei liegenden Schiff und schloß sich den Leuten an, die von überall her zusammenliefen. Er ging langsam, schaute zu, sah, wie ein schlaffer Körper aus dem Laderaum gezogen und weggetragen wurde, wie das Blut auf das Deck, die Rampe und den Kai tropfte.

»Macht, daß ihr zu den Bananen kommt, *sonamagogna!*« brüllte der Vorarbeiter und scheuchte die Sizilianer zurück an die Arbeit.

Apollos Leier

Am Samstag abend, während Silvano durch die mückendurchsurzten Straßen bummelte, dem amerikanischen Geplapper zuhörte und sich zu dem Entschluß durchrang, eine Praline zu stehlen, hin und her gezogen von den Anpreisungsrufen für Töpfe und Pfannen, Kleider, Limonade, *gelati*, Bonbons und Küchengeräte, bis er vor einem Mann stehenblieb, der zauberhafte Spielzeugkatzen aus getupftem Blech verkaufte, die miauten, wenn man ihnen in die Seiten drückte, ging der Akkordeonbauer mit Cannamele zuerst in Vigets heißen und verqualmten Austern-Saloon, wo Cannamele vier Dutzend mit Zitronensaft verdrückte, dann eine Straße weiter in eine Bierchwemme voller Rabauken, wo sie helles Bier tranken und dazu Soleier, Handkäse und eingelegte Schweinsfüßchen aßen und der Akkordeonbauer seinen herben heimatlichen *rosso* vermißte. Dennoch

köpften sie zusammen viele Flaschen, und der Akkordeonbauer gönnte sich eine Zigarre, zwei für fünf Cent, aus einer Kiste mit dicken Rajah-Torpedos. Ein O-beiniger Italiener sang in jammerndem Ton *Scrivenno a Mamma*, dann hörte er auf und schluchzte.

»Wer spart, spart für die Hunde«, rief Cannamele und winkte nach amerikanischem Whiskey.

»Herzenswohl, du Reblaus!« brüllte ein Ire.

Cannamele zog durch all die Spelunken, Spielhöhlen, Tanzdielen und Bierschwemmen, die in diesen Straßen dicht an dicht standen, und der Akkordeonbauer schlurfte hindendrein durch das musikalische Getöse von Trommeln und wimmernden Banjos, brüllenden Männern, Klaviergeklimper, quietschenden Geigen, schrillen Trompeten und anderen Blasinstrumenten, die in jeder Kneipe jaulten und röhren, manchmal auch ein wie verrückt vor sich hin sägendes Streichquartett. Auf den Straßen rauften Kinder um weggeworfene Zigarrenstummel, schwarze und weiße Musikanten spielten und sammelten Münzen ein oder bedachten die Vorübergehenden, die ihnen nichts hinwarfen, mit Schimpfliedern aus dem Stegreif: »Geh vor die Hunde, knickriger Kunde!« Eine Pfütze von Geräuschen schwappte aus jeder Kneipe. Stühle scharrtten auf dem Boden, laute Musik und Wortfetzen verhedderten sich mit schallendem Gelächter, ein endloses Kommen und Gehen zwischen dem Schankraum und den kleinen Hinterstübchen, wo die schwarzen Mädchen bis zum Wundwerden einen Freier nach dem andern abfertigten. Zündhölzer wurden angerissen, Flaschen klirrten, Gläser wackelten auf den Tischen, Tischbeine wurden quietschend verschoben, und die Füße der Tänzer tappten im langsamen Schieber, in Zuck-, Spring- und Schleiftänzen. Würfelkünstler, Trinker, Hahnenkämpfer mit Federn an ihren bluti-

gen Schuhsohlen drängten sich in den Räumen, und mit jedem eintretenden Gast wehte der Straßenlärm herein. Oft gab es einen *faito* mit Knurren, Schnauben und Schimpfen, dann ein Klatschen von Fleisch auf Fleisch, ein Schrei, und ein Tenor röhre: »*O dolce baci ...*«

Inzwischen hatte der Akkordeonbauer eine Pistole; er trug sie im Gurt seiner Hose. Silvano hatte ein Messer mit Hirschhorngriff und drei Klingen; er drohte damit, wenn eine Bande Jungen ihn umringte. Er hatte es einem schläfrigen Betrunkenen gestohlen. Seinen ersten Satz Amerikanisch probierte er an einem einäugigen Hund, der an einem Abfallhaufen schnüffelte: »*Get outta, I killa you.*«

Der Akkordeonbauer verabscheute die Musik der Schwarzen, eine wirre Musik, die Melodie, sofern vorhanden, hinter einem verschlungenen Geflecht von Rhythmen absichtlich versteckt. Für ihre Instrumente hatte er nur Verachtung: ein Horn, ein kaputtes Klavier, eine Geige, der die Saiten in drahtigen Kringeln aus dem Hals wuchsen wie Windenranken, ein Banjo. Einen der Musiker kannte er von den Docks, einen Mann, schwarz wie ein Pferdehuf, mit einer Klappe vor einem Auge und einem Gittermuster von Narben, das vom Augenwinkel bis zum Unterkiefer hinabreichte und sein Gesicht auf dieser Seite starr und ausdruckslos machte. Pollo wurde er genannt – wieso ›Huhn‹? dachte der Akkordeonbauer, aber anscheinend hieß dieser Artgenosse Apollo; ein hämischer Witz. Apollo jedenfalls drosch – was war das bloß? – auf eine wellige Oberfläche ein, etwas, das dem Akkordeonbauer irgendwie bekannt vorkam, in einem knallig bunt angemalten Holzrahmen, ein Ding, das einen raspelnden, kratzenden Ton gab wie ein ganzer Baum voll Zikaden, und dazu sang er: »*Shootin' don't*

make it, no, no, no.« Es dauerte eine Viertelstunde, bis er das Ding erkannte, ein Waschbrett, wie es die Frauen benutzen, um den Schmutz aus der Wäsche zu reiben, und Fingerhüte trug der Mann auch. Pollo stellte das Waschbrett beiseite, zog ein Paar Löffel aus der Gesäßtasche und machte damit ein Geklapper wie mit schweren Kastagnetten. Und der andere, der Fischmann hieß, kratzte mit dem Messer auf den Saiten seiner Gitarre ein waberndes Schrillen hervor. Was für eine planlose Schlamperei, was für eine Küchenmusik! Vom Text verstand der Akkordeonbauer kein Wort, aber er hörte den anzüglichen Ton und die gemeine, schmutzige Lache des Sängers. Fischmann wirbelte seine alte Gitarre mit der zerschrammten Rückseite herum und sang:

*On my table there a blood dish,
Dish with drop a blood,
Somebody butcher my old cow,
Tell me it really good,
It really good –
I don't have to milk her no more.*

Nicht lange, dann wurde der Akkordeonbauer abgelenkt, als ihm Cannamele übermütig eine schwarze Frau hinschob, ein dreckiges Knautschgesicht mit Triefaugen. Cannamele leckte ihm fast das Ohr, als er sagte, die werde ihm Glück bringen.

»Wer es sich verkneift, kann Tuberkulose kriegen und noch Schlimmeres. Der Körper kommt in Unordnung. Los, mach schon, geh ein bißchen Kohle schürfen!« (Bei diesen Abenteuern holte der Akkordeonbauer sich die Syphilis, aber das erfuhr er nie.)

In einem sizilianischen Dorf zuckte sehr heftig das rechte Auge einer nun nicht mehr gelähmten Frau.

Ein unbekanntes Instrument

In den nächsten Wochen erkannte der Akkordeonbauer unter den Kneipenmusikanten noch viele Dockarbeiter. Akkordeons waren keine zu hören, bis ein Trupp Zigeuner auf einem Stück trockenen Land sein Lager aufschlug, Kesselflicker und Wahrsager mit ihren Werkzeugen und Pferdewagen, draußen vor der Stadt. Zwei von den Männern hatten Akkordeons. Sie blieben eine Woche, noch eine, einen ganzen Monat, flickten Töpfe und Pfannen. Manchmal hörten Vorübergehende sie nachts musizieren, langsame, traurige Gesänge, und sahen metallisch schimmernde tanzende Gestalten. Eines Abends ging er mit Cannamele zu ihrem Lager, um sich anzuhören, was es zu hören gab. Die Musik war stürmisch und klagend zugleich, und fünf, sechs Männer tanzten einen Kampf mit Stöcken. Ihre Akkordeons interessierten ihn, aber er konnte ihnen nicht begreiflich machen, daß er gerne eines näher angesehen hätte. Ihre Sprache war unverständlich, und mit Fremden redeten sie nur das Nötigste. Echte Außenseiter, dachte er, Menschen ohne jede Heimat, verloren in der Wildnis der Welt. Eines Tages waren sie fort, und zurück blieb nur der zertrampelte Boden.

»Mondmenschen«, sagte Cannamele und blinzelte mit seinem beschädigten Auge.

Zuerst traute er sich nicht, sein Instrument in die schweißdunstigen, gefährlichen Spelunken mitzunehmen, wo Männer sich blutig schlugen und Tische umwarfen. Er spielte nur in dem Zimmer, das er gemeinsam mit Silvano und Nove bewohnte. Nove, vierzig Jahre alt und halb taub, kam abends oft nach einer Messerstecherei blutend nach Hause, wachte mitten in der Nacht plötzlich auf und rief heiser: »Achtung! Da klopft jemand!« Aber es klopfte nur in seinem Schädel,

und nach ein paar Minuten streckte er sich in seinen fleckigen, zerknitterten Sachen wieder aus und schlief weiter.

Nach dem Wimmern, Stampfen und Rasseln in den Kneipen fand der Akkordeonbauer seine eigene Musik schön und besänftigend. Diese kauderwelsche Musik war nichts für das Akkordeon, obwohl sein schriller Klang zu ihrem Stil vielleicht gepaßt hätte; aber es war unmöglich, die Töne darauf so aufzulösen und zu verzerren. Das Akkordeon würde immer den Grundbaß abgeben müssen, das Rückgrat der Musik und nicht die Fassade.

Er faßte Mut und nahm das Instrument mit in eine der Bierschwemmen. Wie gewöhnlich war dort schon Lärm genug. Er setzte sich abseits – der Barmann lästerte über sein ›italienisches Parfüm‹, den Knoblauchgeruch –, und als der Klavierspieler nach einer Welle aufhörte, um zu den Huren zu gehen, begann er zu spielen. Niemand beachtete ihn, bis er seine hohe, gequetschte Stimme ertönen ließ; da wurden die Leute still und wandten ihm die Köpfe zu. Er sang ein altes Winzerlied, in dem stampfende Takte und laute Zurufe vorkamen. Noch zwei oder drei Lieder, dann stieg die Lautstärke im Raum wieder an, Gelächter, Gespräche, Rufe, Schreie, die ihn übertönten. Nur die Sizilianer drängten näher, begierig nach der verschollenen Musik, die den Duft des Thymians und das Klimpern der Ziegenglöckchen in sich trug, und verlangten bestimmte Melodien, denen sie mit gramverzerrten Gesichtern lauschten.

Spät am Abend drängte sich Pollo zu ihm durch, mit einem Lächeln rings um eine blonde Zigarre. Aus der Nähe gesehen, hatte er eine sonderbar rötlichschwarze Farbe, wie ein Mahagonitisch. Er sagte etwas und zeigte dabei auf das Akkordeon.